



taz akademie

Kolleg*innen aus Kuba zu Besuch in Berlin

Zehn Journalistinnen und Journalisten aus Kuba, 12 Tage Berlin. Zum zweiten Mal konnte die taz Panter Stiftung junge kubanische Kolleg*innen empfangen, zum zweiten Mal waren es Tage voll angeregter Debatten und aufgeregten gegenseitigen Kennenlernens.

Wie schon 2015 ging es um Austausch und gegenseitige In-

spiration deutscher und kubanischer Journalist*innen, um Besuche bei Medien unterschiedlichsten Zuschnitts, um Anregung und Widerspruch.

Und dass das keine Einbahnstraße ist, davon zeugen auch die Texte, die die Kubaner*innen uns mitgebracht haben und die wir hier veröffentlichen. Die Bilder stammen aus der Ausstel-

lung des kubanischen Malers Osmar Peña, die im März dieses Jahres in Santiago de Cuba gezeigt wurde. Mehr über den Künstler im Text von Carlos Melián auf Seite IV.

Großer Dank geht an Konstantin Bassin und Leonie Geene für die gute Organisation des Workshops, an Sebastian Erb und Claudius Prüfer für Hilfe

beim Übersetzen der hier veröffentlichten Texte und an Nadine Fischer fürs geduldige und kreative Layouten.

Die hier zum Teil stark gekürzten Texte und die spanischen Originalversionen der Artikel sind ab Mitte kommenden Woche vollständig zu finden unter www.taz.de/kubataz.
BERND PICKERT

VON MÓNICA BARÓ SÁNCHEZ

Die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen zwischen Kuba und den USA 2015, je nach Schreiber auch bekannt als „Ende der Eiszeit“ oder „Öffnung“, ist zu einem wichtigen Motiv für Kubareisende geworden. Seit die Präsidenten Barack Obama und Raúl Castro am 17. Dezember 2014 den schon seit 18 Monaten laufenden Verhandlungsprozess bekannt gaben, der ihre Regierungen versöhnen sollte, sind die Augen der ganzen Welt auf Kuba gerichtet, als sei die Insel gerade eben erst aus den Tiefen der Karibik aufgetaucht.

Schnell kam es in Mode, nach Kuba zu reisen. Nicht nur unter öffentlichen Personen. Neben Rihanna, Sting, Natalie Portmann, Barack Obama, Vin Diesel, Karl Lagerfeld oder Mick Jagger sind auch jede Menge nicht berühmter Leute gekommen. Allein 2015 ist die Zahl der Besucher gegenüber dem Vorjahr um 17,4 Prozent gestiegen. Über 3,5 Millionen Menschen haben das Land besucht.

Obwohl Kuba zur westlichen Kultur gehört, hat Kuba für große Teile des Westens etwas sehr Exotisches: politisch, gesellschaftlich, kulturell, wirtschaftlich, historisch, geografisch, religiös oder sexuell. Eine unwiderstehliche, unbekannte Anziehung geht von Kuba aus, aber eine zugelassene.

Die kubanischen Attraktionen sind nicht von heute auf morgen entstanden. Was die nationale Identität angeht, hat sich eigentlich nichts geändert. Was neu ist, jedenfalls ist das die gängige öffentliche Meinung, ist die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen zwischen den letzten Feinden des Kalten Krieges.

Der Obama-Besuch Ende März ließ viele unterschiedliche Interpretationen zu. Manche sahen in dem US-Präsidenten einen Erleuchteten, der das kubanische Volk aus der Dunkelheit befreit, sie bejubelten ihn bei seiner Rundfahrt durch Havanna und applaudierten be-

Die Herausforderung

KUBA/USA Wer glaubt, die USA würden Kuba einfach verschlingen, unterschätzt die Kubaner. Dennoch: Das Paradigma des Kapitalismus ist für viele attraktiv



Alltag in der kleinen Stadt. Osmar Peña fotografierte Menschen aus San Luis und malte danach die Bilder. Fotos: Bernd Pickert

geistert seiner Rede an die Zivilgesellschaft. Es gibt andererseits jene, die in ihm den Dämon sahen, der das kubanische Volk in die Abgründe des Kapitalismus führt, die seine populistischen Taktiken zurückwiesen und den Fernseher leiser drehten.

Und dann gab es jene, die in dem Besuch ein grünes Licht sahen. Denn neben vielem anderen war der Besuch auch eine Legitimation für die Veränderungen in Kuba.

Für den US-Präsidenten und die Machtgruppen, die er repräsentiert, ist die Isolierung Kubas ein Unsinn, eine Dummheit. Obama lügt nicht, wenn er sagt, dass seine Regierung nichts aufzwingen will, dass die Zukunft Kubas in der Hand der jungen Leute liegt, dass er nur die Erfahrungen seines Systems teilen möchte. Obama wirbt für den Austausch, womöglich auch den Schock zwischen zwei Kulturen. Und natürlich glaubt er

an die Überlegenheit seiner Kultur. Nicht weil er arrogant ist. Sondern weil er nicht blöd ist.

Der American Way of Life ist in der gesamten modernen Welt ein Erfolgsmodell. In den USA leben über zwei Millionen Kubaner, und in Kuba, auch wenn man keine Zahlen weiß, gibt es viele, die davon träumen, in den USA zu leben.

Die neuen Generationen von Kubanern sind traumatisiert durch die Zeit der *período es-*

pecial, der Wirtschaftskrise der 90er Jahre, und das Fehlen bürgerlicher Rechte. Es ist keineswegs abwegig, darauf zu vertrauen, dass die vermehrte Begegnung beider Bevölkerungen dazu führt, dass die gesellschaftliche Paradigma des Kapitalismus annehmen.

Dennoch gibt es ein paar Punkte, die beide Seiten in dieser Debatte immer aus dem Blick verlieren, ob sie nun von der Wiederherstellung der di-

plomatischen Beziehungen begeistert sind oder skeptisch befürchten, dass Kuba schon am Scheideweg zwischen Kapitalismus und Sozialismus steht. Beide unterschätzen gewaltig den Unabhängigkeitssinn, der in der kubanischen Kultur seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verankert ist. Der hat weder mit dem Triumph der Revolution 1959 angefangen noch mit der Ausrufung ihres sozialistischen Charakters noch mit der Allianz mit der Sowjetunion.

Zu glauben, Kuba werde „von den USA verschlungen werden“, wie es Rechte und Linke gleichermaßen suggerieren, zeugt nicht nur von Respektlosigkeit gegenüber dem, was Kuba ist, sondern von einer tief sitzenden Ignoranz.

Übrigens auch von einer Ignoranz gegenüber der US-Kultur. Die USA sind kein Synonym für Kapitalismus. Es gibt vieles zu bewundern an ihrem Volk, ihrer Literatur, ihrer Musik, ihrer Geschichte, ihrer Politik, ihrem Kino. Nicht alles ist Konsumismus, Krieg und Schrottfernsehen. So wie in Kuba nicht alles Sozialismus ist.

Ganz sicher ist der verstärkte Austausch zwischen den Bevölkerungen eine riesige Herausforderung. Eine Aufgabe für beide Länder. Auch die US-Bürger, die nach Kuba kommen, werden Erfahrungen machen und mit Werten konfrontiert werden, die ihr Leben und ihren Blick auf die Welt verändern. Darüber gibt es schon genug Berichte.

Es stimmt, es kann viel verloren gehen. Aber um Politik zu machen, muss man daran denken, was es zu gewinnen gilt. Politik muss die Zukunft gestalten, und das geht nicht ängstlich. Einfach die Feindseligkeiten fortzuschreiben war jedenfalls bestimmt keine Lösung.



Mónica Baró, 28, Havanna, hat Journalismus studiert und arbeitet bei „Periodismo del Barrio“

KOMMENTAR VON TOMÁS ERNESTO PÉREZ ZUM STAND DES KUBANISCHEN JOURNALISMUS

Die Dinge beim Namen nennen

Im Oktober vergangenen Jahres erschien in der Zeitung *Tribuna de La Habana* unter dem Titel „Die Reisen des Gulliver Junior“ ein kurzer Text, der für kubanische Verhältnisse ziemlich einzigartig war. Das lag am Text an sich – und am Medium, in dem er erschien: *Tribuna de La Habana* ist das offizielle Organ des Provinzkomitees der Kommunistischen Partei Kubas (PCC).

„Dank seines Vaters reist Gulliver Junior sehr oft“, beginnt der Text. „Wieder zu Hause, erzählt er nichts. Er beschwindelt seine Mitmenschen mit Geschichten über Schiffbrüche“, heißt es an anderer Stelle. Und obwohl das ziemlich kryptisch ist, glaubten doch die bestinformierten Leser darin eine Anspielung auf die Luxusreisen Antonio Castros zu erkennen, Fidel Castros Sohn, der in diesem Jahr mit versteckter Kamera in einem türkischen Badeort aufgenommen worden war.

Kann sein, dass es sich bei dem Text um eine Auftragsarbeit handelte – die Wege der PCC sind ungeründlich wie die des Herrn. Es kann auch sein, dass der Text den Redakteuren einfach durchgerutscht ist. Wie auch immer: „Die Reisen des Gulliver Junior“ ist ein Zeugnis für die Spielregeln in den offiziellen kubanischen Medien.

Der Artikel sagt nicht den wahren Namen Gullivers, das Gesicht bleibt unter der Maske verborgen. Wenn es das Ziel war, hier eine Anklage zu formulieren, dann bleibt ihre Wirkung durch die Unbestimmtheit recht gering. Jeder Versuch, den Sinn zu verstehen, führt ins Reich der Spekulation. Trotzdem zögerte die kubanische Bloggerin Yoani Sánchez nicht, dem Artikel zu beschneigen, er sei „metaphorisch, aber sehr treffend“. Wie kann der Text treffend sein, wenn er alles im Unge- wissen lässt?

Es ist verständlich, dass man sich mitunter mit „Ähnlichkeiten“ und „Symbolischem“ dem „wirklichen Leben“ annähert, um der Zensur zu entkommen. Trotzdem scheinen zwei Dinge offensichtlich. Erstens: Das ist nicht der Journalismus, den Kuba braucht. Zweitens: Den Journalismus,

Wir brauchen in Kuba einen mutigen, frontalen Journalismus

den wir brauchen, kann man, wenigstens heute, in den offiziellen Medien nicht machen. Das ist misslich, denn in Kuba, wo nicht alle regelmäßigen Zugänge zum Internet haben, sind die offiziellen Medien die wichtigste, wenn nicht die einzige Informationsquelle.

Wir brauchen einen frontalen, direkten Journalismus. Für Künstler mag die Doppeldeutigkeit ein gutes Stilmittel sein. Für den Journalisten ist sie Ballast. Wir brauchen einen Journalismus, der sich der Oberflächlichkeit verweigert, der nicht um den heißen Brei herumredet, der den Problemen auf den Grund gehen will, auch wenn er weiß, dass die Ursache der Probleme oft ganz oben zu finden ist.

Wir brauchen einen mutigen Journalismus, der es ablehnt, Personen oder Institutionen als unantastbar zu betrachten, der sich traut, anzuklagen, wann immer das nötig ist, und der sich auch nicht hinter Masken versteckt – nicht „Gulliver“ sagt, wenn es „Fidel Castro“ heißen müsste, nicht „Liliput“, wenn es um Kuba geht.

In „Ganz unten“ schreibt Günter Wallraff, dass man sich „mitunter maskieren muss, um der Gesellschaft die

Maske vom Gesicht zu reißen“. Mag sein, dass sich der Journalist manchmal maskieren muss. Aber doch nicht der Journalismus. Zum Glück haben wir in den unabhängigen Medien die Möglichkeit, die Dinge beim Namen zu nennen, auch wenn wir diese Möglichkeit nicht immer optimal ausnutzen.

Überall auf der Welt, aber besonders in einem Land, wo über so viele Dinge nicht gesprochen wird, müsste sich der Journalismus vornehmen, nicht wie die Sphinx zu sein, die komplizierte Rätsel aufgibt, sondern wie Prometheus, der den Göttern das Feuer entriß, um es den Menschen zu geben.



Tomás E. Pérez, 31, lebt in Havanna, hat dort Philologie studiert und arbeitet seit 2015 in der Redaktion von „Periodismo del Barrio“

Wie ich Obamas Besuch gesehen habe

VON LIDIA HERNÁNDEZ TAPIA

Drei Monate nach dem Besuch des US-Präsidenten in Kuba ist den meisten Kubanern vor allem sein Auftritt in der populären Comedyshow des kubanischen Fernsehens in Erinnerung. Die Leute erinnern sich auch daran, dass dieser erste US-Regierungschef, der seit 90 Jahren die Insel besuchte, typische Sätze auf Spanisch sagte, dass er Domingo spielte und in der Öffentlichkeit seine Frau streichelte, als sie die Gangway hinaufstieg.

INNENSICHTEN Die Kubaner erinnern sich an Highlights des Besuchs des US-Präsidenten, an Sätze auf Spanisch. Aber was sagt der Besuch eigentlich über uns selbst aus?

Den Leuten erschien Obama wie der charismatische Held einer Realityshow. In seiner Rede an das Volk brachte er Sätze von José Martí unter, und viele dachten, er würde improvisieren, als er in Wirklichkeit von einem für das Publikum nicht sichtbaren Teleprompter ablas. Nicht einmal die hoch idiosyncratischen Kommentare nach seiner Abreise, die ihn entmystifizieren sollten, konnten den Eindruck trüben, den hier jemand hinterlassen hatte: der Eindruck vollkommen im Griff hatte.

Mir hingegen dient Obamas Besuch als ein Vorwand, um mal auf sein selbst zu schauen, den Blick von dem Event selbst an das Volk brachte er Sätze von José Martí unter, und viele dachten, er würde improvisieren, als er in Wirklichkeit von einem für das Publikum nicht sichtbaren Teleprompter ablas. Nicht einmal die hoch idiosyncratischen Kommentare nach seiner Abreise, die ihn entmystifizieren sollten, konnten den Eindruck trüben, den hier jemand hinterlassen hatte: der Eindruck vollkommen im Griff hatte.

eigentlich gelegt? Ich will nachdenken über Sensationalismus und Propaganda.

Obamas Besuch in Kuba war eine Lektion in Politikmarketing, die unsere eigenen Führungsleute wie Wickelkinder aussehen ließ, im eigenen Land aus ihrer Wohlfrühlage gezerrt wurden. Ich kann mich nicht erinnern, je etwas über die kulinarischen Vorlieben oder das Nachleben einer unserer Führungsleute und seiner Familie erfahren zu haben oder sie von ihrer Schwiegermutter begleitet wurden. Das zu verkaufen ist auch Politik.

Ich kann mich nicht an eine so desolate Stadt wie Havanna in jenem Tag erinnern, auch nicht an so viele verdeckte Polizisten in den Straßen. Schade, dass im letzten Moment die Liveübertragung in Radio und Fernsehen gestrichen wurde. Es gab sogar schon eine so entwickelte Technologie für die Übertragung aufs Handy.

Es war fast tragikomisch, die Welt sich verändert? Wann haben sich der Lärm und die Wut

logetisch zu berichten: Wenn wir bis vor Kurzem noch Gegen waren, dann sollten die Berichte jetzt nicht zu lebend ausfallen, und es sollten auch keine Fächchen geschwenkt werden.

Was hat der Besuch nun für das tägliche Leben der Kubaner gebracht? Viel und nichts. Für den Normalbürger war das gute Unterhaltung, mit Hoffnungen und Versprechungen für die Zukunft. An seiner Lage aber hat sich nichts geändert.

Aber es gibt ein paar Dinge, die heute gar nicht für große Aufregung sorgen, aber trotzdem Weichen für die Zukunft stellen. Es war zum Beispiel übertrieben pessimistisch, nicht zu sehen, was für wöchentlich

Schlagzeilen die US-kubanischen Beziehungen heute produzieren: ständig neue Abkommen und Übereinkünfte, von Sport über Landwirtschaft zu Medizin und Biotechnologie bis zu direkten Postsendungen. Darüber hinaus gibt es ständig Berichte über den Fortgang der Gespräche, die hinter verschlossenen Türen geführt werden.

Wer besseres Internet will, einen besseren öffentlichen Nahverkehr, wer anderen Parteien oder dem kommunistischen breiten oder einfach mehr US-Geleit zu danken bekommen will, wird noch warten müssen, wie dieses politische, wirtschaftliche und soziale Schachspiel ausgeht.

Aber unterdessen haben wir, kurz nach Obamas Abreise, mit den 70-jährigen Rolling Stones „Satisfaction“ getanzt, haben ein Stück Havanna für eine Modenschau von Chanel hergeben und diskutieren im Nachhinein die Grundsatzdokumente des 7. Parteitags, die über unsere Zukunft für die nächsten 20 Jahre entscheiden sollen. Ohne Eile, aber ohne Hermas.



Lidia Hernández Tapia, 25, lebt in der Hauptstadt Havanna und arbeitet in der Redaktion von OnCuba

Jenseits der Erinnerungen

AUS SANGUILY SAYLI SOSA BARCELÓ

Wir fahren nach Sangüily, in ein Dorf im Süden von Ciego de Ávila, weil wir über seine Hände und Daehäuser und Wälder aus Wellblech, wie Papier von Kindernhand gefaltet, schreiben wollen oder über seine ganz besondere Geschichte, daran erinnern, wie Fidel Castro während der Revolution der berüchtigsten Großgrundbesitzerin der Region die Fische entritt und auf der roten Erde den Samen des Wohlstands säte.

Aber fast sechs Jahrzehnte nachdem Fidel zu einer begeisterten Menge sprach, von einem kleinen Balkon aus, als Zeuge dieser bemerkenswer-

WIRKLICHKEIT Vor 60 Jahren begeisterte Fidel Castro die Menschen in Sangüily. Sie fühlen sich vergessen

Arbeit aufbrechen. Manche lebten nur drei Schritte vom Klassenzimmer entfernt und bemerkten kaum, dass ihnen der orangefarbene Staub der trockenen roten Erde feine Muster auf die Schuhe zeichnet. Aber dann sind da die anderen, die aus den Eingeweidenden des Landes kommen, aus winzigen Ansiedlungen, die vermutlich keine Landkarte verzeichnet. Wenn Unwet-

ter mal wieder die zerfurchten Wege geflutet haben, kommen sie zum Unterricht mit Füßen voll Schlamm und mit Schutz unter den Nägeln.

Sangüily brauchte bessere Wege, damit seine Bewohner nicht die Regenzeit verfluchen müssen, so wie anschließend

die Dürre, die ihnen vor Hitze und Staub den Atem raubt. „Die Traktoren fahren sehr schnell und wir sind die trockensten auf. Die Kinder kommen mit schmutzigen Uniformen in die Schule“, sagt eine Mutter, die uns von ihrem Sorgen berichtet, so als wäre ihr die Spur der Kugelschreiber in unseren Notizbüchern schon Erleichterung genug.

„Schauen Sie, es gibt auch Probleme mit den Ärzten in der medizinischen Station. Die kommen manchmal zu spät, weil sie nicht im Dorf leben. Mehr als einmal hatten wir Kinder mit Asthma, Schwangere in den Wehen, kranke Alte, und es hat viel zu lange gedauert, bis Hilfe kam.“

Es muss sein, es bemerkt haben, sind weitere Bewohner hinzugekommen, an die Ecke des Dorfes, wo wir eine der Geschichten von Sangüily recherchiert hatten, die vom mobilen Kino unter dem Mobiltelefon. Aber sie wollen nicht darüber sprechen, wie 24 Standbilder sich in Bewegung wandeln, was wir nicht wissen, wie man eine Realität bewegen kann, die offenbar stehen geblieben ist. Still ist es hier, es gibt kaum öffentliche Verkehrsverbindungen, nur ein einziger Bus am Morgen und einen am Nachmittag, zu wenig für die Jugendlichen, die die Oberstufe oder die Fachschule besuchen, oder für diejenigen, die in Venezuela [das ist in diesem Fall eine Stadt in der Provinz] und Ciego de Ávila arbeiten. Letzter Ausweg ist für

viele Leute die teure Fahrt mit dem Privattaxi, dem *boto*. „Und der Schienenbus?“, ist seit einem Monat kaputt, und jetzt wird auch noch an der Strecke gebaut.“

Die ländlichen Gemeinden haben sich nicht um die Erhaltung der Infrastruktur gekümmert, die die Großgrundbesitzerinnen vertrieben und ihnen die Reiterträge abnahm, damit sie immer den Menschen, die in dem Boden gearbeitet hatten, nicht mehr in die gegebenen Geschichten schlugen. Die Revolution, ein begeisterter Fidel auf dem kleinen Balkon, 20.000 Avilanos, die an seine Versprechungen glaubten, schafften das Allerschwierigste: Sie machten einen Traum wahr. „Was wird es kosten, ihn zu bewahren?“

Aber eines ganz wirklich an der Seele des Ortes: Man vermisst das Unternehmen, das früher einmal Arbeit und Unterhalt garantiert hat. Juventud Heroica, so heißt es, musste schließen, weil es seine Verluste nicht mehr ausgleichen konnte. Die gesamte Infrastruktur ging an einen anderen Betrieb über, und die Spielregeln änderten sich.

Heute verlangt der größte Arbeitgeber in der Umgebung selbst für die Ausführung ungelerner Tätigkeiten die Vorlage eines Führungszeugnisses ohne Einträge, was nicht so ein-

fach ist, wie es vielleicht scheint. Wenn die Erntemaschine Reste von Bohnen oder Mais auf dem Feld übrig gelassen hat, ist es den Anwohnern untersagt, sie aufzulesen, ja es wird zum Verbrechen erhoben. Laut den Bewohnern auf dem Dorfplatz, sitzen manche heute in Haft, weil sie für ihre Familien Verwerbens für den abgeernteten Acker aufgesammelt haben.

Die ländlichen Gemeinden haben sich nicht um die Erhaltung der Infrastruktur gekümmert, die die Großgrundbesitzerinnen vertrieben und ihnen die Reiterträge abnahm, damit sie immer den Menschen, die in dem Boden gearbeitet hatten, nicht mehr in die gegebenen Geschichten schlugen. Die Revolution, ein begeisterter Fidel auf dem kleinen Balkon, 20.000 Avilanos, die an seine Versprechungen glaubten, schafften das Allerschwierigste: Sie machten einen Traum wahr. „Was wird es kosten, ihn zu bewahren?“

Sangüily Sosa, 33, lebt in Ciego de Ávila und arbeitet seit zehn Jahren an der dortigen Parteilung „El Invasor“

Der Sprung ins Eisbecken

VON KATHRYN FELPE GONZÁLEZ

Es war ein Sprung ins kalte Wasser, als ab 2013 plötzlich die Entwicklung nichtagrarischer Genossenschaften zur wirtschaftspolitischen Priorität erklärt wurde. Man braucht nicht zu glauben, dass die nichtagrarisches Genossenschaften (CNA) das achte Weltwunder der Antiken seien. Es geht um Verbesserungen vor allem im Bereich der Gastronomie, des Bauwesens, der Industrie und der Dienstleistungen, im Blick die staatliche Dezentralisierung und den sozialen Wohlstand.

GENOSSENSCHAFTEN Sie sollten der Motor der neuen Entwicklung werden. Aber manche nichtagrarisches Genossenschaften leiden an alten Lasten

Die Entwicklung der CNA wurde bis vergangenen Dezember durch Kredite der Nationalen Entwicklungsbank in Höhe von 223 Millionen kubanischen Pesos unterstützt.

Nach Angaben der Banco Metropolitano sind diese Kredite an 324 Genossenschaften gegangen. Besser gesagt: Mit ungläubiger Langsamkeit. 2015 wurden nur 22 CNA neu gegründet, während es in den Vorjahren noch 198 und 147 waren.

Nach den Worten des kubanischen Präsidenten Raúl Castro soll es nicht darum gehen, immer weitere aufzubauen, sondern darum, sich zuerst darauf zu konzentrieren, die bereits bestehenden zu stärken. Seit Mai 2015 prüft die Ständige Kommission zur Umsetzung und Weiterentwicklung der wirtschaftspolitischen Leitlinien über 200 neue Anträge. Die Prüfung geht ohne jede Eile vonstatten.

heiten abzulegen, oder die sich schlichtweg wegen Mentalitätswandel widersetzen.

Die CNA haben ihren Mitgliedern höhere Einkünfte gebracht, das Angebot verbessert, und ihre Bilanz ist ganz gut. Dennoch haben gleich zwei Institute in einer gemeinsamen Untersuchung festgestellt, dass es diesen Unternehmern vor allem an einem fehlt: dem Geist der Genossenschaft.

In diesem Panorama hat Wirtschafts- und Planungsminister Marino Murillo jetzt darauf hingewiesen, dass die bürokratischen Hürden für diese neuen wirtschaftlichen Akteure noch immer zu hoch sind. Dazu kommen die Schwierigkeiten bei den Zulieferungen, die Tendenz zu Preiserhöhungen bei Produkten und Dienstleistungen und dass immer noch Änderungen an den gesetzlichen Grundlagen der CNA ausstehen.

Ich persönlich kenne verschiedene CNA, die traumhaft funktionieren. Andere hingegen werden sich in zehn Jahren nicht bewahren. Die schwierige Aufgabe besteht darin, jene zum Laufen zu bringen oder gegebenenfalls auch zu schließen, die nur Bürokratie produzieren.

Man geht ja davon aus, dass die CNA unter den gleichen Bedingungen operieren wie alle anderen Produktions- oder Dienstleistungsbetriebe des Landes. Aber, wie Innenhandelsministerin Mary Blanca Ortega betont, mitunter sieht die Wirklichkeit anders aus. Das oftmals verfluchte Übel der Korruption wächst überall wie Affenbrotbäume, die dringend beschnitzen werden müssen.

Trotz der Großunternehmen, die die CNA beliefern und einer gewissen Wiederbelebung der Wirtschaft – es bleiben dicke Bretter zu bohren und das Wasser, in das man da hineinspringt, wird noch eine Weile ziemlich kalt sein.

Kathryn Felpe, 25, lebt in Havanna und arbeitet bei der offiziellen Parteilung „Granna Internacional“



Das Thema des Malers Osmar Peña: die, denen keiner ein Denkmal setzen will



Tage, die schwerfallen

ARMUT Isora Gómez hat Glück: Als einzige von allen Müllsammler*innen in La Picadora hat sie schon einmal Sandalen in ihrer Größe gefunden

AUS LA PICADORA LIANET FELTES CLARO

Noch nie hat sie sich so an einem Gegenstand verloren wie jetzt. Isora Gómez weicht, dass das ein Mobiltelefon ist, sie hat schon mal welche gesehen. Sie hat auch schon Vorhängeschlösser, Kämme, Nadeln, Dosen, Kleiderbügel, Tassen, Kabel, eine alte dieser Gegenstände, die bei ihr keine Erinnerungen auslöst.

Isora Gómez steht vor dem Berg mit neuem Müll. Ihr Körper wird 62 nicht aus wie nach 80 Jahren der Erschöpfung. Sie rührt mit einem Stock im Müll, bis sie etwas sieht, was ihr gefällt. Sie ist eine Frau mit viel Glück. Von allen, die im Müll herumstochern, ist sie die Einzige, die schon einmal

fast neue Sandalen in ihrer Größe gefunden hat. Einmal hat sie eine Uhr gefunden, einmal eine Puppe in Form einer Ente. Auf der Müllhalde zu leben heißt auch, in fremder Intimität zu leben.

Trotz der Großunternehmen, die die CNA beliefern und einer gewissen Wiederbelebung der Wirtschaft – es bleiben dicke Bretter zu bohren und das Wasser, in das man da hineinspringt, wird noch eine Weile ziemlich kalt sein.

Wie Isora haben rund 15 andere Familien ihre Häuten an der Gemeindefüllhalde von La Picadora gebaut. Keine Stadtverwaltung kann über diese Gemeinschaft von Parías präzis Auskunft geben. Keiner weiß mehr, ob die Müllhalde oder die Bewohner zu erst da waren, aber es ist auch egal, beides ist fauche unter dem Teppich, die hässliche Postkarte, die niemand ansehen will.

Wie ein schmutziger Vogel stellt sich Isora an die Ecke des Tores. Sie lehnt sich an die Bretterwand und ründet sich eine Zigarette an. Als ihr aidskranker Sohn starb, nahm sie mit, niemals mit dem Rauchen aufzuhören, und jetzt krummt sie sich bei jedem Hustenanfall.

In ihrer Vier-mal-vier-Meter-Hütte, die sie ihr Haus nennt,

an einer bürokratischen Endloschleife. Isora sammelt Verluste. Am 31. Oktober 2014 verlor sie eine elf Monate alte Ürelenki. Sie hat sie gleich neben ihrem Sohn begraben, am Fuße der Müllhalde, dort, wo der Friedhof ist.

Als ihr jüngster Sohn José den Dorfladen in Brand steckte, legte sie sich an seine Seite und küsste ihn auf die Wangen. Der Sohn beruhigte seine Mutter, bis ihn die Polizei mitnahm. Bei José wurde Schizophrenie diagnostiziert.

Isora besuchte ihn im Gefängnis, ihr wohlverschüttetes Elend in der Tasche. Sie muss doch bei ihm sein. Eine Zeit lang konnte sie ihn nicht besuchen, und er versuchte zweimal, sich die Beine zu amputieren. Obwohl Isora Witwe ist, bekommt sie keine Rente. Ihr Wohn-



Das Thema des Malers Osmar Peña: die, denen keiner ein Denkmal setzen will

Markt- und anderes Geschrei

VON MÓNICA RIVERO CABRERA

„Schreit, was ihr könnt, gerade heute nerven sie besonders!“ Die Unbekannte rüft aus großer Menge heraus. Sie ist klein, hat einen wütenden Blick, und empfängt uns, die wir gerade erst angekommen sind. Sie verfügt offensichtlich über Autorität, leicht weil sie ein politisches Amt bekleidet.

„Löst die ab, die schon da sind“, sagt sie und deutet auf das Fenster des Hauses, vor dem die Aktion stattfindet. „Die, die schon da sind“, schreien schon eine ganze Weile. Es scheint nur fair, dass sie ihre Stimme jetzt schon. Wir sind aufgerufen zu helfen. Wir müssen mitmachen.

„Heute gibt es Damas de Blanco“, war an den verschiedenen Fakultäten der Universität von Havanna weitergesagt worden. Die Mitteilung bedeutete einen Aufruf zum *repudio*, das ist ein politischer Protest. Sie rufen immer uns, weil wir junge Studenten sind, deren Pflicht es ist, ihre feste Überzeugung davon unter Beweis zu stellen. In diesem Fall hieß das, sich vor jenes Fenster zu stellen und zu schreien.

Mein Körper, eine Frucht der Revolution, muss als Barriere funktionieren, die es den Disidenten unmöglich macht, ihren Zulauf zu stoppen, an dem sie sich diesen Nachmittag versammelt haben.

„Erdbeere und Pfefferminzbonbons“, schreit der alte Dämon, der sich hinter der Menge läuft und sich nicht darum schert, wer sich dort inner- und außerhalb des Hauses versammelt hat. Es ist ihm egal, er verkauft Bonbons.

Die Damas de Blanco sind eine aus Miami bezogene Gruppe,

Politik. Es ist seit Jahren geübte Praxis: Wo immer sich Disidenten zeigen, werden junge Studenten zusammengerufen, um sich gegen die „Söldner“ zu empören

Die Zeit weilt, ich halte ab, ich will nicht in die rechte Reihe, nicht ins Fenster hineinschauen und alle Parolen rufen. Ich kenne diese Frauen nicht, ich werde meinen Körper nicht als Wall benutzen, ich bin kein Hüter einer Ordnung. Ich bin nicht in diesem Haus. Aber ich bin auch nicht nicht draußen. Ich bin – bei mir, wenn nicht raus, heute nicht. Die Mission der Schreienden ist erfüllt, und mit dem Sonnenaufgang gehen auch die Letzten. Wie sie gehen auch die Verkäuferinnen aus dem Haus und müde von all der Arbeit.

die begeisterte Freundschaften zu so schillernden Personen pflegt wie Luis Posada Carriles, der einst Bomben legte, und die, so sagen sie in der Universität, 125.000 Dollar dafür bekommen, wenn sie drei Tage demonstrieren. „Diese Straße gehört Fidel!“ schreien die Jungen, die draußen am nächsten Weg zu ihrem Haus. Sie schlaflos stehen, wo sie sich heute versammelt haben.

„Heute gibt es Damas de Blanco“, war an den verschiedenen Fakultäten der Universität von Havanna weitergesagt worden. Die Mitteilung bedeutete einen Aufruf zum *repudio*, das ist ein politischer Protest. Sie rufen immer uns, weil wir junge Studenten sind, deren Pflicht es ist, ihre feste Überzeugung davon unter Beweis zu stellen. In diesem Fall hieß das, sich vor jenes Fenster zu stellen und zu schreien.

Mein Körper, eine Frucht der Revolution, muss als Barriere funktionieren, die es den Disidenten unmöglich macht, ihren Zulauf zu stoppen, an dem sie sich diesen Nachmittag versammelt haben.

„Erdbeere und Pfefferminzbonbons“, schreit der alte Dämon, der sich hinter der Menge läuft und sich nicht darum schert, wer sich dort inner- und außerhalb des Hauses versammelt hat. Es ist ihm egal, er verkauft Bonbons. Die Damas de Blanco sind eine aus Miami bezogene Gruppe,

Mittag, und die Sonne ist unerbittlich. Außerdem: Es geht doch bei alledem um die Fahne und ihren Stern.

Die Zeit weilt, ich halte ab, ich will nicht in die rechte Reihe, nicht ins Fenster hineinschauen und alle Parolen rufen. Ich kenne diese Frauen nicht, ich werde meinen Körper nicht als Wall benutzen, ich bin kein Hüter einer Ordnung. Ich bin nicht in diesem Haus. Aber ich bin auch nicht nicht draußen. Ich bin – bei mir, wenn nicht raus, heute nicht. Die Mission der Schreienden ist erfüllt, und mit dem Sonnenaufgang gehen auch die Letzten. Wie sie gehen auch die Verkäuferinnen aus dem Haus und müde von all der Arbeit.

die begeisterte Freundschaften zu so schillernden Personen pflegt wie Luis Posada Carriles, der einst Bomben legte, und die, so sagen sie in der Universität, 125.000 Dollar dafür bekommen, wenn sie drei Tage demonstrieren. „Diese Straße gehört Fidel!“ schreien die Jungen, die draußen am nächsten Weg zu ihrem Haus. Sie schlaflos stehen, wo sie sich heute versammelt haben.

„Heute gibt es Damas de Blanco“, war an den verschiedenen Fakultäten der Universität von Havanna weitergesagt worden. Die Mitteilung bedeutete einen Aufruf zum *repudio*, das ist ein politischer Protest. Sie rufen immer uns, weil wir junge Studenten sind, deren Pflicht es ist, ihre feste Überzeugung davon unter Beweis zu stellen. In diesem Fall hieß das, sich vor jenes Fenster zu stellen und zu schreien.

Mein Körper, eine Frucht der Revolution, muss als Barriere funktionieren, die es den Disidenten unmöglich macht, ihren Zulauf zu stoppen, an dem sie sich diesen Nachmittag versammelt haben.

„Erdbeere und Pfefferminzbonbons“, schreit der alte Dämon, der sich hinter der Menge läuft und sich nicht darum schert, wer sich dort inner- und außerhalb des Hauses versammelt hat. Es ist ihm egal, er verkauft Bonbons. Die Damas de Blanco sind eine aus Miami bezogene Gruppe,



Mónica Rivero, 27, lebt in Havanna. Sie arbeitet als Journalistin beim staatlichen Cubadebate, jetzt ist sie bei OnCuba

taz.panterstiftung

Die taz-Akademie fördert junge kritische Journalistinnen im In- und Ausland.

Der taz.panterpreis bietet Heilinden des Alltags eine öffentliche und partizipative Plattform.

Jetzt SPENDEN! Und die Projekte unterstützen!

SPENDKONTO: TAZ-PANTERSTIFTUNG, GLS BANK BOGOLM, IBAN: DE97 4306 0967 1103 7159 00, BIC: GENODEM33HAN

WERBUNGSDIENST DER GEMEINDETAZ/TAZ-PANTERSTIFTUNG/SIN STEUERBEHÖRDE/HRZ

WETTER INFO CENTER | WWW.TAZ.DE/TAZ.PANTERSTIFTUNG | TELEFON: 030-25 90 22 33

ANZEIGE

lingua-trans-fair Netzwerk für Kommunikation

Unsere Koordination erreichen Sie montags bis freitags von 10 bis 18 Uhr: koordinierung@linguatransfair.de +49 (0)176 78 61 40 41

www.linguatransfair.de

Die Schlafende Schönheit

BÜROKRATIE Warum in der Stadt Camagüey ein teurer Marmorsockel ohne Statue steht

AS CAMAGÜEY **ALEJANDRO RODRIGUEZ RODRIGUEZ**

Jetzt nennen sie alle die Schlafende Schönheit. Dabei wissen wir gar nicht, wie sie schläft, ob horizontal oder vertikal. Aber wir wissen, dass sie an einem dunklen Ort schläft, vermutlich abgedeckt von einer Plane, um sie vor dem Staub zu beschützen ... und vor dem Licht, weit weg von jenem Sockel, auf dem sie eigentlich stehen sollte, seit die Stadt Camagüey, 200 Meilen östlich von Havanna, ihren 500. Geburtstag feierte. Das war im Februar 2014, und seither ist niemand offiziell autorisiert, genau zu erklären, was da passiert war. Als ob davon etwas sehr Wichtiges abhängen würde.

Die da schläft, ist die Statue einer griechischen Muse, in Bronze gegossen zu Ehren von Gertrudis Gómez de Avellaneda, einer der Großen der lateinamerikanischen Dichtung, die in Camagüey geboren wurde und zufällig am gleichen Datum in Madrid starb, an dem ihre Heimatstadt ihren Jahrestag feiert.

Camagüey ist älter als New York, und weil man einen 500. Geburtstag nicht alle Tage feiert, hatte die Gemeinde beschlossen, neben anderen Feierlichkeiten 200 Meter vom Geburtshaus von Gertrudis entfernt ein Denkmal einzuweihen. Ein Sockel aus Marmor wurde gebaut, auf dem sich dann die Statue der Muse aufrichten sollte.

Kurz vor der Einweihung aber erfuhr die Gemeinde, dass die den Dienstweg verletzt hatte, weil sie vergessen hatte, eine nationale Behörde um Erlaubnis zu bitten, die jede einzelne Statue in Kuba genehmigen muss. Bis heute ist dieser Dienstweg nicht vollständig beschriftet.

Die Schlafende Schönheit wird bewacht. Aber nicht von einer militärischen Ehrenwache, sondern von Arbeitern. Und der Marmorsockel, auf dem sie eigentlich stehen sollte, ebenfalls, irgendwie. Das jedenfalls ist ein wohlbelegter Verdacht, und zwar deswegen: Als

bekannt wurde, dass irgendjemand aus der Gegend beschlossen hatte, „künstlerisch“ auf die Absurdität einer Statue auf der einen und ihres Sockels auf der anderen Seite hinzuweisen, indem er einen Pantoffel auf den Sockel stellte, verschwand dieser Pantoffel genauso regelmäßig wieder.

Um das auszuprobieren, legte ich eines Abends einen Stein auf den Sockel – am nächsten Morgen war er verschwunden.

Es heißt, der Sockel habe rund 12.000 Dollar gekostet, weil er aus sehr feinem Material gemacht ist, aus dem besten Marmor aus dem Osten Kubas.

Wenn all das überrascht, dem sei noch erzählt, dass im gleichen Jahr auch die silberne Haube des Santo Sepulcro geklaut wurde, ein historisches Stück voller Mythen und Legenden. Das haben nur wenige mitbekommen: Der Presse wurde verboten, darüber zu berichten, die Kirche bestellte eine Kopie in Mexiko, die gut gemacht war – Ende der Geschichte.

Wenn sie die Diebe irgendwann einmal finden sollten, wird die Presse mit Sicherheit über den großen Erfolg der polizeilichen Ermittlungen berichten, und erst auf der zweiten Seite wird man erfahren, dass vor vielen Jahren eine Reliquie der camagüeyanischen Kultur gestohlen worden war.

Und genauso wird es mit der Schlafenden Schönheit passieren. Eines Tages werden sie sie auf ihren Sockel stellen, als wäre nichts geschehen, als wäre es überhaupt nicht peinlich, dass die Bürokratie sich in solch unschuldige Fragen einmischt wie das Aufstellen einer Statue zu Ehren einer Dichterin des 19. Jahrhunderts.



Alejandro Rodríguez Rodríguez, 29, lebt als Blogger (alejo3399.wordpress.com) und freier Autor in Camagüey



Auf dem taz-Dach in Berlin: Die Teilnehmer*innen des 2. Kuba-Workshops Foto: Anja Weber

Probleme eines naiven Malers

AS SAN LUIS **CARLOS MELIÁN MORENO**

Wenn Osmar Peña einen Drink nehmen will, dann macht er das in seinem Atelier. Wenn er ein Baseballspiel verfolgen möchte, dann macht er im Atelier das Radio an. Dort, mit dem kleinen angebauten Bad mit Latrine, verbringt er 80 Prozent seines Lebens, einschließlich der Sonntage. Er hat eine Frau, vier Kinder und eine Schwiegermutter. Aber nach Hause geht er nur zum Essen und Schlafen.

Es ist normal, dass jemand mit besonderen Fähigkeiten aus der Masse heraussticht. Aber in Kuba ist das etwas Besonderes, denn sein Sozialsystem hat nicht nur für Sicherheit gesorgt, sondern auch für Trägheit. Individuelle Projekte waren blockiert oder verblichen gegenüber den kollektiven. Osmar, zum Beispiel, berichtet aufgewühlt von seiner ersten und einzigen Ausstellung. Sie wurde ein Erfolg, mit dem er nie gerechnet hatte.

Osmar kommt aus zwei Gemeinschaftsprojekten: „Ruta por una historia“, ein Projekt naiver Maler, die über die kubanischen Provinzen arbeiten, und „Ferrocolor“, auch ein Projekt von Autodidakten, aber mit mehr thematischen und stilistischen Freiheiten.

„Ferrocolor“ ist eine Interessengemeinschaft von Besessenen. „Ruta por una historia“ hingegen ist ein lokaler Entwicklungsplan, mit dem die Erinnerung an eine alte Siedlung in der heutigen Gemeinde Mella wiederbelebt werden soll. Weil es Arbeitsplätze schafft, bekam das Projekt grünes Licht von den lokalen Behörden. Die Künstler haben allerdings bis heute keine

KUNST Osmar Peña verbringt sein Leben im Atelier. Aber erst nach 60 Jahren Arbeit hat er seine erste Ausstellung zeigen können

offizielle Genehmigung vom staatlichen Kunstschaffendenregister, um selbst ihre Bilder zu verkaufen. Illegal zu sein ist allerdings normal für die Kubaner, die daran gewöhnt sind, die Regeln brechen zu müssen, um ihrer Familie ein bisschen Lebensqualität sichern zu können.

Osmar verkaufte sein erstes Bild im Juli 2002, aber erst

2010, als er sich der „Ruta por una historia“ anschloss, konnte er regelmäßige Einkünfte verzeichnen. Sein Atelier ist ein schlecht beleuchteter Raum, in dem die Luft steht. Es gehört der staatlichen Kulturgemeindeverwaltung. Er macht dort politische Plakatwände, patriotische Sprüche, Schilder für Büros oder Toiletten – das gibt ihm ein Festgehalt für die Grundbedürfnisse des Haushalts und die Aussicht auf eine kleine, aber sichere Rente. Aber das Atelier ist auch ein Raum für eigene Kreativität.

Er brauchte für seinen Lebenslauf eine eigene Ausstellung, und er entschied sich, eine ganze Serie mit bekannten Persönlichkeiten aus San Luis zu gestalten, denen niemand eine Gedenkveranstaltung widmen würde: Bettler, Säufer oder Scharlatane, die er fotografierte und später die Fotografien malte. (Alle Bilder dieser Beilage stammen aus der Ausstellung; d.Red.)

Es war sehr unwahrscheinlich, dass seine Bilder Aufsehen erregen würden. San Luis ist ein staubiges Nest 30 Kilometer außerhalb von Santiago de Cuba. Es kam anders. Kaum hatte er die Bilder gesehen, kaufte ein italienischer Maler namens Benamino Minella zu sehr günstigen Preisen praktisch die gesamte Ausstellung. Er sagt: „Osmar hat die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu erkennen, zu träumen und diesen Traum zu malen.“



Die Ausstellung wurde ein Erfolg: Ein Italiener kaufte alle Bilder

Carlos Melián, 37, schreibt als freier Journalist in Santiago de Cuba für „Progreso Semanal“ und „El Toque“



ANZEIGE

KUNSTRÄUME

MICHAEL HORNBACH STIFTUNG

noch bis 20. Juli 2016

MARIO MARINO

„Kalbelia - die Vergessenen“

Wormser Str. 23, 50677 Köln, So. 11-14 Uhr, Mi. und Fr. 15.30-18.30 Uhr und nach Vereinbarung, Tel. 021.29993378
Eintritt frei, www.michael-hornbach-stiftung.de

Eine Diva mit zwei Zähnen

VON **JORGE LÁZARO CARRASCO**

Lange bevor er 60 Perücken besaß und sich Farah Maria nannte, wurde Raúl Pulido Peña in San Antonio de los Baños geboren, in der heutigen Provinz Artemisa, südwestlich von Havanna. Das war am 24. August 1965. Wegen seines ausgeprägt weiblichen Wesens und um den „Ruf der Familie“ zu schützen, schickte sein Vater ihn auf Schulen für Schwerverziehbare. Raúl wurde misshandelt, versuchte sich umzubringen. Als er zwölf Jahre alt war, wurde Raúl von Jorge González alias „La Reglana“ adoptiert, einem mittelalten Homosexuellen, der sechs Blocks entfernt wohnte.

Als Raúl das erste Mal komplett als Frau gekleidet auftrat, wohnte er schon im Haus seines Adoptivvaters. „Die Leute waren total entsetzt. Du weißt ja, wie die Leute damals drauf waren.“ Es gab keinen Grund mehr, sich weiter Raúl zu nennen. Farah schien ein großartiger Name zu sein.

LGBT Mit 12 erkannte Raúl, dass er nicht Raúl sein konnte, sondern Farah sein wollte. Die Geschichte eines kubanischen Leidenswegs

Während Jorge „La Reglana“ das Haus nicht verließ und den Großteil der Zeit zugehörnt mit halluzinogenen Drogen verbrachte, versuchte Farah, auf der Straße Geld aufzutreiben. Tanzen, Besorgungen, putzen.

Schwarz, homosexuell und arm: Farah vereinte alle Voraussetzungen, um eine sozial Ausgestoßene im neuen Kuba zu sein, das gerade aufgebaut wurde. Das Strafgesetzbuch führte etwa die Bestrafung jeglichen Handelns ein, das als zu extravagant eingeschätzt werden konnte. Bis Mitte der 2000er Jahre war Farah immer wieder im Gefängnis, meist wegen der Delikte „Erregung öffentlichen

Ärgernisses“ oder „zu Straftaten neigende Gefährlichkeit“.

Um 2005 herum veröffentlichte Eusebio Leal, der einflussreiche Stadthistoriker von Havanna, ein Dokument, das den Behörden verbietet, Farah festzunehmen. Er nennt sie eine „Brauchtumsfigur“. Damit war Farah von einer sozial Ausgestoßenen zu einer pittoresken Figur geworden. An touristischen Orten des historischen Zentrums erlaubten sie ihr nun, zusammen mit einem kleinen Orchester zu tanzen und mit dem Publikum zu schäkern. Wenn es richtig gut läuft, endet der Tag mit 15 Dollar Trinkgeld.

Wer etwas von ihr will – ein Dach für eine Nacht oder für länger, ein Teller Essen –, muss nur einigermaßen klug sein, um ihr das zu sagen, was sie hören will. Farah betrügt sich selbst und versucht, die wenigen zu betrogen, die sich um sie Sorgen machen, wenn sie versichert, dass ihr mit ihren 50 Jahren die Jugendlichkeiten aus der Hand fressen. Bis die Lügen an die Oberfläche kommen und die

Beziehungen nicht mehr zu ertragen sind.

Farahs wertvollste Besitztümer sind ihre Perücken, ihre alten Kleider und vor allem die Fotos. Farah, wie sie aus dem Bus aussteigt, außergewöhnlich glamourös. Farah, die in ein Mikrofon spricht. Farah, wie sie im Mai 2008 bei der ersten Kundgebung gegen Homophobie die Hand von Mariela Castro hält, der Direktorin des Nationalen Zentrums für Sexualerziehung und Tochter des Präsidenten.

Im März 2016 wiegt Farah 50 Kilo, die auf einen Körper verteilt sind, der die 1,80 Meter übersteigt. In ihrem Mund sind nur noch zwei Zähne ihre eigenen. Aber in ihrer Vorstellung bleibt eine Diva mit nur zwei Zähnen immer noch eine Diva.



Jorge Carrasco, 26, lebt in Havanna. Er ist Mitbegründer des unabhängigen Internet-Magazins „El Estornudo“